



Eine Minderheit in der Minderheit

LUTHERISCHE IN USBEKISTAN

von Achim Reis

Bischof Wiebe ▲
hält Andacht mit
Lydia Frank.

Fotos: Reis

„Bruder!“ – es ist einer der überaus zahlreichen Milizionäre, der mich bei einem Spaziergang durchs abendliche Taschkent derart innig anredet. Ich, Bruder, solle mich legitimieren: Ausweiskontrolle, wie sie alle paar hundert Meter fällig ist. „Bruder!“, so ruft es mir der Händler auf dem Basar entgegen, um mich an seinen Stand zu locken. „Bruder!“, als diesen erkennt mich auch der Taxifahrer, der bei meiner Ankunft auf dem Taschkenter Flughafen seine Dienste offeriert. Bin ich, kaum gelandet, schon aufgenommen in die große Familie namens Usbekistan?

Die Nachrichten aus diesem Land, die in den letzten Wochen und Monaten um die Welt gingen, lassen Zweifel daran aufkommen, dass es dort besonders geschwisterlich zuginge: Massaker in Andischan, Folter und Hinrichtungen Unschuldiger, Verarmung der breiten Massen und Bereicherung der herrschenden Elite. „Bruder?“ – Kain und Abel werden sich seinerzeit auch nicht anders genannt haben.

Ich bin gemeinsam mit Michael Tybussek in Usbekistan, um im Auftrag des GAW Hessen und Nassau an der 12. Synode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Usbekistan (ELKU) teilzunehmen und die im Lande verstreuten Gemeinden zu besuchen, diejenigen, bei denen diese Anrede nicht unvermutet, sondern vertraut daherkommt: die Brüder und Schwestern in Christo.

Viele waren es nie gewesen, die sich hier zu lutherischen Gemeinden gezählt haben. Die Aussiedlung nach Deutschland und auch nach Russland

hat ihre Zahl weiter verringert. Je nach Zählweise sind es fünf bis sieben Gemeinden bzw. Gemeindegruppen, die vornehmlich im Osten des Landes beheimatet sind: Taschkent als größte und Hauptstadtgemeinde mit 250 Mitgliedern, gefolgt von Samarkand und Fergana. Gemeindegruppen, vergleichbar unseren Hauskreisen, gibt es in Krasnogorsk und – nunmehr zu einer vereinigt – in Angren und Jangiabag. Die Gemeinde in Tschirtschik leidet daran, dass nach der Aussiedlung der früheren Vorsitzenden niemand bereit ist, diese Position zu übernehmen. Deshalb kann es dort gemäß usbekischem Religionsgesetz auch kein Gemeindeleben geben. In Gaselkent ist eine Familie übrig geblieben, dazu kommen dort noch zwei Hochbetagte, beide zu schwach, um ihre Häuser zu verlassen. Im Gaselkenter Bethaus musste noch in den achtziger Jahren umschichtig Gottesdienst gehalten werden, weil es mit seinen 100 Plätzen zu klein war, alle Gemeindeglieder auf einmal fassen zu können. In den neunziger Jahren wurde das Bethaus mangels eigenem Bedarf an die Pfingstler verschenkt, inzwischen können auch diese es nicht mehr füllen. Alle Lutherischen Usbekistans heute zusammengerechnet, kommt man auf nicht mehr als ein paar Hundert.

Die allermeisten von ihnen sind als junge Menschen unter Stalin hierher deportiert worden: aus ihren Siedlungsgebieten im europäischen Teil der Sowjetunion. Oder sie sind Nachfahren von Deportierten. Sie waren immer Fremde in diesem Land und

seiner Kultur und fühlen sich nach dem Zerfall der Sowjetunion noch fremder, noch mehr an den Rand gedrängt. Keiner kann Usbekisch, wahrscheinlich will auch keiner diese Turksprache – immerhin die Landessprache – wirklich lernen. Freiwillig ist kaum einer nach Zentralasien gekommen. Und kaum einer, der hierbliebe, wenn er auch anders könnte. Aber das Tor nach Deutschland ist so gut wie zu, das nach Russland auch häufig verschlossen – also heißt es, sich mit der Realität abzufinden, sich in einer doppelten Minderheitenrolle einzurichten: als lutherische Minderheit in der einsprachig-russisch geprägten Minderheit.

Die Lutherischen waren hier immer Minderheit – aber das Lebensgefühl war früher ein anderes. Ganz am Anfang, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, da herrschten Pioniergeist und Aufbruchsstimmung vor: Das Land war gerade für den Zaren und das russische Imperium vereinamt worden. Militärs, Landvermesser und andere Beamte im Dienste des Zaren sowie Kaufleute ließen sich im damals Turkestan genannten Zentralasien nieder, begründeten neue Existenzen, wollten sich etwas aufbauen. Und die Lutherischen unter ihnen brachten auch ihren Glauben mit in die neue Heimat. 1877 entstand die Gemeinde in Taschkent, 1896 wurde die Kirche eingeweiht. Jetzt, in Verbindung mit der Sitzung der Synode, ist der 110. Jahrestag dieses Kirchenbaus begangen worden, der einzigen lutherischen Kirche in Zentralasien aus dem 19. Jahrhundert, die heute

noch bzw. wieder ihrem ursprünglichen Zweck dient: 1993 war sie der Gemeinde zurückgegeben worden, nachdem die Sowjets sie 1937 geschlossen hatten.

War in den Jahren von der Gemeindegründung bis zur Kirchenschließung der Taschkenter Pfarrer zugleich für das ganze Turkestan – ein Gemeindegebiet von vielen hunderttausend Quadratkilometern – zuständig, steht heute an der Spitze der ELKU ein Bischof: Kornelius Wiebe, 50 Jahre alt, aufgewachsen in der brüdergemeindlichen Tradition der Sowjetzeit. Nach der Aussiedlung seines Vorgängers Propst Philipp Schneider übernahm er 1994 zunächst dessen Amt, seit 2000 ist er Bischof dieser zentralasiatischen Kirche. Er vertritt die Kirche gegenüber den usbekischen Behörden: Sowohl dem Finanzministerium als auch dem Justizministerium und dem Amt für religiöse Angelegenheiten ist regelmäßig Bericht zu erstatten. Er fungiert als Schaltstelle für Auslandskontakte und besucht die Gemeinden des Landes – die einen regelmäßig, die anderen eher sporadisch. Dabei verbindet er diese Besuche häufig mit der Übergabe humanitärer Hilfe, zumeist aus Deutschland.

Ohne diese Hilfe ginge hier überhaupt nichts. Bei Lebensmittelpreisen, die an Westniveau zumindest heranreichen, erhalten Rentner – und derer gibt es viele in den Gemeinden – umgerechnet etwa 33 Euro Rente monatlich. Und so ist denn diakonische Hilfe ein Schwerpunkt im Leben von Kirche und Gemeinden, häufig in Kooperation mit der örtlichen Vertreterin des Deutschen Roten Kreuzes. Diese betreut im Auftrag des Roten Kreuzes und in Verbindung mit dem Roten Halbmond Sozialstationen überall dort, wo schwerpunktmäßig Deutsche wohnen. Das Auswärtige Amt geht von derzeit noch 5 000 Menschen deutscher Volkszugehörigkeit aus. Unter ihnen viele Alte und Schwache, die Jungen und Mobilen sind längst weg. Oder sie sind familiär gebunden, sind mit Menschen anderer Nationalität verheiratet, die ihrerseits bleiben wollen. Ob daraus eine Zukunft für die lutherischen Gemeinden erwachsen kann, ist einstweilen noch unsicher: Die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen ist nicht wirklich verankert, es fehlt an Konzepten, an Erfahrungen, an Material. Hoffnung setzt Bischof Wiebe in Kooperationen mit der Nachbarkirche in Kirgistan. Dort sei man schon mehrere Schritte weiter.

Auf der Sitzung der Synode am 7. Oktober 2006 berichten die Vertreter der Gemeinden über die Entwicklungen vor Ort. Wenig hat sich seit der letzten Synodensitzung vom November 2003 getan, höchstens, dass – wie bereits erwähnt – allerorten die Aussiedlung weiter zur Schrumpfung der Gemeinden beigetragen hat.

Es gibt vereinzelt aber auch Zuwächse: Menschen, deren Aufnahmeantrag endgültig abgelehnt wurde, schließen sich einer Gemeinde an, um wenigstens auf diese Weise an Deutschland teilzuhaben, um sich nicht vollständig assimilieren zu müssen. Viele verbindet eine Art Hassliebe mit Deutschland: Es ist und bleibt das Land der Sehnsucht und gleichzeitig sitzt die Verletzung durch den negativen Bescheid tief, wird die deutsche Politik für alle Unbilden, die man selbst zu bestehen hat, verantwortlich gemacht.

Unsere Gemeindebesuche führen uns nach Gaselkent zur 95-jährigen Lydia Frank. Auch sie wurde einst deportiert. In den 40er Jahren, in der Zeit schrecklichster Not, sei – so berichtet Bischof Wiebe – eines ihrer Kinder Opfer kannibalischer Nachbarn geworden. Lydia Frank kann sich kaum mehr fortbewegen, sie hört schlecht und spricht nur noch sehr leise. Sie hat ihr Leben gelebt. Jetzt ist sie bei der Familie ihres Sohnes untergekommen, will aber nach Russland, zu ihrer Tochter. Alle wissen, dass das nichts mehr wird. Nur sie weiß es nicht, sie klammert sich an diese Vorstellung. Wir halten Andacht mit ihr. Die alten Lieder gehen noch gut, die vertrauten Psalmen und Gebete. Bischof Wiebe segnet sie.

Eine Woche bleiben wir in Usbekistan. Wir erleben die Gemeinden. Und wir erleben eine fortschreitende Islamisierung des Landes: Immer mehr Frauen verschleiern sich in der Öffentlichkeit. War diese Sitte früher aufs flache Land beschränkt, greift sie nun auch in Taschkent, der Millionenstadt, um sich. Wir begegnen den „Brüdern“. Vor allem aber den Brüdern und Schwestern. Wir bekommen eine Ahnung davon, wie das geht: Leben als Minderheit in der Minderheit. Viel Ungewissheit gilt es für die Menschen in den Gemeinden auszuhalten: Haben sie eine Zukunft in diesem Land? Werden sie ihre Gemeinden aufrechterhalten können? Wohin wird sich ihre Gesellschaft entwickeln? Bleibt es bei dem autoritären Laizismus oder werden Islamisten an Einfluss gewinnen? Wie entwickelt sich die soziale Lage? – Immer wieder hören wir: Danke, dass ihr uns nicht

vergessen habt. Und in dem Dank schwingt die Bitte mit, es auch weiter so zu halten.



▲ Lutherische Kirche in Taschkent, erbaut 1896

▼ Predigerin Veronika Talbot auf dem Altstadtbasar in Taschkent

